

STEFAN BACHMANN

DIE LETZTEN HEXEN
VON BLACKBIRD CASTLE

ROMAN · DIOGENES



Stefan Bachmann
Die letzten Hexen von
Blackbird Castle

ROMAN

Aus dem amerikanischen Englisch von
Stefanie Schäfer

Diogenes

Titel der 2020 bei Greenwillow Books/HarperCollins, New York,
erschienenen Originalausgabe: ›Cinders & Sparrows‹
Copyright © 2020 by Stefan Bachmann
Mit freundlicher Genehmigung von HarperCollins Children's Books,
a division of HarperCollins Publishers, New York
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, Garbsen
Covermotiv: Illustration von Tony Midiyanto, ›Raven Illustration‹,
Design von Rahel Bünter
Copyright © Diogenes Verlag

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2021–2024 unterstützt

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2023
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
80/23/44/1
ISBN 978 3 257 01310 8

Für Hanni und Leo

Kapitel eins

Es war der erste Herbsttag, als ich in Blackbird Castle eintraf. Die Bäume leuchteten kupferrot und grün, Kürbisse wuchsen entlang des Straßengrabens, und der Mond war bereits wie ein halbgeschlossenes, silbriges Auge am Abendhimmel erschienen – kurzum, es war der ideale Tag für eine Hexe, um an ihren Familiensitz zurückzukehren. Doch natürlich wusste ich zu diesem Zeitpunkt rein gar nichts über Hexen. Meine Gedanken drehten sich um naheliegendere Dinge: die Feder, die sich durch das Samtpolster der Kutschenbank gebohrt hatte und mir in den Rücken stach, die Kälte, durch die ich schon ganz steif gefroren war, und der Ruck, mit dem die Kutsche plötzlich mitten auf der Straße angehalten hatte.

Der Kutscher steckte sein rotwangiges Gesicht zum Fenster herein. »So, Endstation, Miss«, grummelte er. »Hier musst du aussteigen, weiter fahr ich nicht.«

Ich blinzelte ihn an. Dann kletterte ich aus der Kutsche, wobei ich meine Reisetasche hinter mir herzerzerte. Wir standen an einem einsamen Berghang. Zu meiner Linken erstreckte sich ein Wald, rechts fiel eine Schlucht steil ab, und irgendwo weit unten in der Tiefe rauschte ein Fluss.

»Ich muss aber nach Blackbird Castle«, sagte ich. »Wo liegt das denn von hier aus?«

»Es nicht mehr weit«, antwortete der Kutscher und deutete den Berg hinauf. »Vorausgesetzt, du kannst fliegen.«

Ich schaute in die Richtung, in die er zeigte, und das Herz rutschte mir in die Hose. Ein Weg, unterbrochen von zahlreichen Brücken, schlängelte sich kreuz und quer durch die Felsen und über die bewaldeten Hänge. Und weit, weit oben sah ich die Türme eines Schlosses, die nur knapp die Kronen der großen alten Bäume überragten. Vereinzelte Lichter funkelten wie wachsamen Augen durch die Dämmerung.

»Sie könnten mich nicht vielleicht doch mit der Kutsche dort raufbringen?«, fragte ich, so höflich ich konnte. »Ich habe schließlich für die ganze Strecke bezahlt.«

»Du hast mir nicht annähernd genug bezahlt, um mich dazu zu bringen, dich direkt vor der Tür der Blackbirds abzusetzen«, erwiderte der Kutscher und spuckte auf die Straße. Seine großen tintenschwarzen Pferde schnaubten und scharrtten mit den Hufen. Ihr Atem kondensierte in der kalten Luft zu weißen Wölkchen. »Nicht für alles Gold im Westval fahr ich da rauf! Und übrigens, was will eigentlich so ein Gör wie du da oben?« Sein Blick verfinsterte sich. »Du bist doch nicht etwa eine von denen, oder?«

»Nein«, antwortete ich, doch insgeheim dachte ich: Aber ich hoffe, es sehr bald zu sein.

Der Kutscher starrte mich jetzt aufmerksamer an, und seine Augen glänzten wie zwei blanke Münzen unter der breiten Hutkrempe. »Du kennst doch wohl die Geschichten über die? Über ihre alte Hexenkönigin, die die Herzen ihrer Feinde zum Mittagessen verspeist hat, gekocht, auf einem Gemüsebett? Und dass alle silberne Scheren an

ihren Gürteln getragen haben, kein Mensch weiß, warum? Und Betsy Gilford hat mir mal erzählt, wie sie durch ein Fenster heimlich beobachtet hat, wie alle im Wohnzimmer um einen Kreidekreis herumgetanzt sind, und die Spinnen im Zimmer haben mitgetanzt!«

Ich blickte den Kutscher skeptisch an: »Das klingt aber ziemlich unglaubwürdig.«

Er schnaubte, wirkte aber leicht verunsichert. Wahrscheinlich hatte er damit gerechnet, dass ich es mit der Angst zu tun bekommen würde.

»Ich sag dir eins«, brummte er, »du solltest besser auf dich aufpassen. Hier in den Bergen gehen seltsame Dinge vor sich. Betsy Gilmfords Kuh ist mal diesen Weg hinaufspaziert, und kurz darauf wurde sie oben auf dem Pot's Peak gefunden, über und über mit seltsamen Zeichen bedeckt.«

»Vielleicht sollten Sie lieber nicht alles glauben, was Betsy Gilford Ihnen erzählt«, entgegnete ich und zog meinen Hut tiefer in die Stirn. »Aber vielen Dank für die Warnung. Ich glaube nicht, dass mir etwas passiert.« Ich lächelte ihn an. »Ich werde im Schloss erwartet.«

Der Kutscher stieß ein verächtliches Lachen aus. »Da kannst du Gift drauf nehmen.« Er warf mir einen letzten stechenden Blick zu, der mir gar nicht gefiel. Dann schnalzte er mit den Zügeln, wendete die Kutsche in einem waghalsigen Manöver und donnerte den Berg hinunter in die heraufziehende Dunkelheit.

Ich war die letzte Reisende in der Postkutsche gewesen. Ich war in Manzemir eingestiegen und hatte mich zwischen die Tür und eine alte Dame mit zahlreichen Doppelkinnen

gequetscht, die Pflaumen aß. Sie war sehr freundlich gewesen und hatte ihre Pflaumen mit mir geteilt, ebenso wie alles, was ich möglicherweise über ihre sieben Kinder und zweiunddreißig Enkelkinder hätte wissen wollen. Sie verließ die Kutsche in Gorlitz, und nach und nach waren auch alle anderen Passagiere in Städten, Dörfern und bei Gehöften ausgestiegen. Ich hatte zugehört, wie sie alte Bekannte umarmten, Häuser betraten und quietschende Gartentore durchschritten.

Das steigerte noch meine gespannte Erwartung auf das Ziel meiner Reise. Ich war eine Waise und hatte bis vor drei Tagen geglaubt, dass ich es für den Rest meines Lebens bleiben würde. Doch das Schicksal schien andere Pläne mit mir zu haben und hatte sie mir auf dem denkbar seltsamsten Wege mitgeteilt.

Ich war gerade draußen in Mrs. Bolivers Garten und balancierte auf einem Turm aus zwei übereinandergestapelten Stühlen, die auf einer überdimensionalen rosa Hutschachtel standen, während ich versuchte, eine verirrte Katze vom Heizkessel zu retten, als die Vogelscheuche mit dem Brief eintraf.

»Augenblick!«, rief ich über das Schrillen der Türklingel hinweg. Die Katze fauchte und schlug mit den Krallen nach mir. Es war eine ziemlich ungewöhnliche Mieze, geradezu gruselig, mit außergewöhnlich langen, spitzen Zähnen. Mit strenger Stimme sagte ich zu ihr: »Also, wenn du dir nicht helfen lassen willst, musst du eben da oben sitzen bleiben!«

Die Katze starrte mich herablassend an.

»Ist das nicht ein bisschen heiß? Verbrennst du dir nicht die Pfoten?«

Jetzt schien mich die Katze regelrecht auszulachen. Es klingelte erneut an der Tür.

»Augenblick, hab ich gesagt!«, rief ich, und jetzt meldete sich auch Mrs. Boliver aus dem Inneren des Hauses. Ihre Altweiberstimme klang fast so schrill wie die Klingel. »Wer macht da so einen Höllenlärm? Los, Mädchen, geh an die Tür, aber dalli!«

Ich arbeitete als Dienstmädchen bei Mrs. Boliver, die Witwe war und in Cricktown wohnte, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagten. Mrs. Boliver war siebenundneunzig und ging am Stock. Ich war zwölf, groß und unterernährt und hatte widerspenstiges schwarzes Haar. Mit etwas gutem Willen konnte man es als lockig bezeichnen, aber wer weniger taktvoll war, wie Mrs. Boliver, nannte es »ein wildes Gestrüpp, derart von den Feen verhext, dass Käbme und Haarnadeln darin auf Nimmerwiedersehen verschwinden«.

»Wie siehst du denn aus? So was ist mir ja noch nie untergekommen«, hatte die alte Dame bemerkt, als ich aus dem Waisenhaus zu ihr geschickt wurde und sie mich zum ersten Mal sah, und ich glaube nicht, dass das als Kompliment gemeint war.

Ich hatte die Klingel wohl zu lange ignoriert, denn die Vogelscheuche kletterte schließlich schnurstracks über die Gartenmauer. Ich war gerade mit einem Plumps auf dem Rasen gelandet, und als ich aufblickte, sah ich mich zwei Beinen in einer zerlumften Paisley-Hose gegenüber. Ich ließ meinen Blick langsam aufwärtswandern, bis ich Augen

begegnete, die aus zwei großen Silberknöpfen bestanden. *Oh!*, dachte ich und erschrak ein wenig.

Die Vogelscheuche war sehr alt und fiel schon fast auseinander. Auf ihrem Gesicht sprossen Pilze, und ihre Rockzipfel waren modrig und moosbewachsen. Doch der Umschlag, den sie mir hinhielt, war nicht alt. Er bestand aus festem cremefarbenen Papier und war mit einem dicken schwarzen Wachssiegel mit Rabenmotiv verschlossen. Ohne ein Wort zu sagen, übergab mir die Vogelscheuche den Brief und kletterte dann wieder mit knarrenden Holzgliedern über die Mauer. Ich sah, wie sich ihr Ofenrohrhut langsam entfernte, als sie die Straße entlang davonschlenderte.

Einen Moment lang blieb ich wie angewurzelt stehen und starrte auf den Brief. *An Zita Brydgebörn* stand in verschnörkelter Schrift darauf, und wieder erschrak ich, denn ich hatte diesen Namen in den letzten zehn Jahren weder gelesen noch gehört.

»Wer war das?«, fragte Mrs. Boliver und kam zu mir herübergeschlurft.

»Eine Vogelscheuche«, antwortete ich, und Mrs. Boliver nickte grimmig. Sie hörte schlecht, wollte es aber nicht zugeben.

»Und was hast du da?«

»Einen Brief.«

»Für mich?«

»Nein«, sagte ich verwundert. »Ich ... Ich glaube, er ist für mich!«

Mrs. Boliver kniff die Augen zusammen und sah den Brief durch ihre kleine Brille an. »Zita *wer?*«, fragte sie

und musterte mich abfällig von Kopf bis Fuß, als nähme sie mich zum ersten Mal als menschliches Wesen anstatt als wandelnden Besen wahr. Und in dem Moment hielt ich es keine Sekunde länger aus. Ich rannte hinauf in meine Dachkammer, während mein Herz in meiner Brust Purzelbäume schlug und ich den Brief mit beiden Händen fest umklammerte. Er war für mich wie ein Leuchtfeuer, oder ein Rettungsring, der in tosende Wellen geworfen wurde. Irgendjemand, irgendwo, wusste, dass es mich gab. Mit zitternden Fingern brach ich das Siegel auf.

Sehr geehrte Miss Zita Brydgebörn, lautete die Überschrift, und wieder machte mein Herz einen merkwürdigen kleinen Hüpfen. Dieser Name war ein Geheimnis. Alle kannten mich nur als Ingabeth, denn diesen Namen hatte mir die große Nonne mit der Haube bei meiner Ankunft im Waisenhaus gegeben. Ich war zwei Jahre alt gewesen, und das Waisenhaus behauptete, ich wäre genau bei Sonnenaufgang auf der Schwelle zurückgelassen worden, das Haar voller Zweige und von oben bis unten rußverschmiert.

»Du hältst dich wohl für die Königin von Saba, was?«, hatte die Nonne gesagt, während ich auf einem Stuhl in der Eingangshalle saß. »Zita, so, so ... was für ein alberner Name für ein kleines Mädchen, das keiner haben will!«

Und seitdem hatte ich den Namen geheim gehalten, wie einen kleinen Schatz, der nur mir gehörte. Eigentlich konnte ihn niemand außer mir kennen. Und doch gab es jemanden.

*Sehr geehrte Miss Zita Brydgebourn,
ich schreibe Ihnen als Notar und Verwalter des Brydgebourn-Nachlasses. Ich habe Grund zu der Annahme, dass Sie die Alleinerbin von Blackbird Castle sowie dem umgebenden Anwesen sind, einschließlich aller Gelder, Konten, Ländereien und Besitztümer, die dazugehören. Kommen Sie bitte so bald wie möglich nach Blackbird Castle, nördlich des Dorfes Hackenden im Westval, wo wir, falls Sie nachweislich die Erbin sind, in aller Eile die nötigen Formalitäten erledigen werden.*

*Ihr bescheidener Diener,
Charles Grenouille, Dubney & Sons, Esquire*

Natürlich war ich erst mal misstrauisch gewesen. Ich war zum Postamt gegangen und hatte mich erkundigt, ob es den Absender wirklich gab. »Von den Brydgebourns von Westval!«, hatte der Schalterbeamte gesagt und mich von oben herab ungläubig gemustert. »Eine noble Familie. Sehr angesehen. Warum sollten die Brydgebourns dir einen Brief schicken?«

Ich erklärte ihm, dass ich keine Ahnung hätte. Ich wusste nicht das Geringste. Aber ich hatte nicht vor, mir eine solche Einladung entgehen zu lassen, und so verließ ich zwölf Stunden später Mrs. Boliver und fuhr mit dem Dampfzug nach Hackenden, meinen Lohn in der Manteltasche und einen neuen Hut auf dem Kopf.

Die Reise dauerte viel länger, als ich erwartet hatte. Vom Dampfzug stieg ich um auf einen Eselskarren, dann fuhr ich

wieder mit dem Zug weiter, und schließlich, drei Tage später, bestieg ich in Manzemir die Postkutsche. Während der ganzen Fahrt stand ich kurz vor dem Platzen, und durch die Aufregung ertrug ich gelassen die Unannehmlichkeiten und den Lärm der Reise. Ich genoss die Vorstellung, dass möglicherweise ein eigenes Zuhause und eine Willkommensumarmung auf mich warteten, dass ich vielleicht eine Familie hatte.